

## NEUES VON CHARLES LOUIS PHILIPPE

In der Zeit der unangezweiften Rechtmäßigkeit der bürgerlichen Gesellschaftsgliederung, die um der Eliteexistenz einer Gruppe willen die Massen zu lebenslänglicher Verelendung verurteilt, ging auch die Kunst fast durchweg vom Standpunkte der Bevorzugten aus, und selbst der sogenannte Freund der Armut war nur ihr Vertröster. Im Sinne der Aufrechterhaltung und Verewigung des Unrechts wurde den Benachteiligten ihr Notstand als Tugend aufgeschwätzt und die Bejahung bis zur snobistischen Blasphemie des Verklärens und Lobpreisens der Armut gewagt. Der Lüge vom Stahlbad des Krieges entsprechend gab es längst eine gleich gemeine vom Stahlbad der Armut, beide erfunden von den Nutznießern des jeweilig von ihnen über andere verhängten Unheils. Wo die Lage der Unterdrückten doch schon so offenkundig unerträglich war, daß man vom Aufbegehren Notiz nehmen mußte, wurde es nicht von der Kunst weitergepeitscht und zum Siege gebracht, sondern höchstens von sogenannten „Anwälten der Armut“ verteidigt, das heißt: der berechnete Aufstand der um ihr Lebensrecht Bestohlenen als Vergehen aufgefaßt, dem man aber, in überlegenem Verstehen, mildernde Umstände zuzubilligen beantragte, oder bestenfalls erwuchs der erledigten Revolte ein um Objektivität bemühter Geschichtsschreiber. Nirgends aber gab es das einzig Richtige: die Sache der Armen vom Gesichtspunkt der Armen aus führen, als einer, der sie als Gleicher unter Gleichen erlebte, und Revolution nicht beschönigen, auch nicht beschreiben, sondern machen! Nicht Armut bedichten, sondern gestalten, was sie in Wahrheit ist! Ohne Rührsal, die sich ebenso leicht wieder zugute gibt, als ihr die Tränen fließen, handwerklich einfach, herzlich zeigen, wie die Dinge liegen, nämlich, daß Armut der Übel größtes ist, aus dem alle übrigen steigen. Ein solcher Dichter der Armen war bereits Charles Louis Philippe, dessen Dasein das der Armseligkeit war und dessen Werk das Unglück „Armut“ in großartiger Eindringlichkeit als solches darstellt, die ewige Freudlosigkeit, die Armut bedeutet, die Versumpfung, weil Armut die von ihr Betroffenen völlig absorbiert, um jede Teilnahme an Höherem bringt und für immer unfähig macht, mit dem Glück umzugehen. Das ist eine der stärksten Tendenzdichtungen, wo Tendenz nichts von außen Aufgepapptes oder Zustoßendes ist, sondern Innerlichkeit, Blutsüberzeugung, Lebensschicksal. Der diesen Armutsmythos schrieb, war auch buchstäblich in ihm zu Hause. Und diese Tendenzdichtung ist zugleich höchste Kunst, Eigenart und Formvollendung, nichts, was einen Mangel an künstlerischer Qualität mit Stärke der Gesinnung zu entschuldigen brauchte, sondern eine Sache, die vor der penibelsten Kritik bloßästhetischen Maßes besteht. Hier hat der schuftende, der unterdrückte, der darbende Mensch einen Klassiker, der denen begünstigter Schichten in nichts nachsteht, sie vielmehr um eben das seelische wie stilistische Plus übertrifft, das die Wahrhaftigkeit, die unerbittliche, vorteilsferne Wahrhaftigkeit, gewährt. Es sollten und könnten die Proletarier endlich auch in Dingen der Kunst sich radikal freimachen von allem Schielen nach bürgerlicher Schätzung und den eigenen Stamm Klassiker begründen von jenen offiziell nicht beliebten Außenseitern und Überlegenheitsgeistern wie Swift, Rabelais, Villon, bis zu eben diesem ersten entschieden klassenbewußten Charles Louis Philippe. Wir hatten bereits in deutscher Übertragung Philippes fünf Romane und seinen Novellenband (zuerst bei Egon Fleischel, schandbar wenig beachtet vom deutschen Publikum; nun als Gesammelte Werke in den Inselverlag übernommen, während vom Romane Bübü noch eine von Masereel illustrierte Sonderausgabe des Verlages Kurt Wolff existiert). Nun bringt der Inselverlag als

wichtige Ergänzung die „Jugendbriefe“ Philippes und das Fragment „Charles Blanchard“. Die 63 Briefe entstammen der Zeit 1896–1907 und sind an den belgischen Dichter Henri Vandeputte gerichtet. In ihnen, die zum Schönsten gehören, was ich an Briefen kenne, offenbart sich makellos zuverlässig die liebenswerte Persönlichkeit Philippes. Es sind keine zurechtgemachten Selbstbespiegelungen, sondern freimütige, unbefangene Herzensergüsse eines Mannes, der wirklich ein Herz hatte, ein lodernes, empfängliches, reines, schlichtes Herz, das sich an die Stimmungen der Freude wie der Schwermut gleich überschwänglich hingibt und Freundschaft als ein aufregendes, verpflichtendes Wunder erlebt. Die Fähigkeit des Herzens, begeistert die Dinge an sich zu ziehen oder abzustößeln, die Art, mit dem leidenschaftlichen Herzen, nicht mit dem kompromißgeneigten, nützlichkeitsbedachten Verstande die Ereignisse zu fassen, ist der Angelpunkt des gesamten Verhaltens Philippes. Vom Gefühl her beurteilt er die Menschen und stellt im ersten der Briefe die Losung auf: „Alles Menschliche muß in Begeisterung gelebt werden.“ Die seine ist eine instinktiv echte, naive, zu jeder Konsequenz fähige Begeisterung, nicht die übliche erhitzte, im Grunde zu nichts verpflichtende bürgerliche Bildungssterilität: in einem Briefe scheidet Philippe sehr gut die beiden Arten, indem er sich mit einem Bekannten vergleicht, einem „jungen, reichen, elegant angezogenen, sehr für seine Person und seinen Stil besorgten, in Kunstdinge verliebten Menschen“. „Ich sah ihn begeistert von Dingen, die mir gefallen; aber welcher Unterschied zwischen uns! — — Ich saß neben ihm, schlecht gekleidet, mit dem Wunsch, wie ein einfacher Mensch auszusehen, weil mein Herz einfach ist, nicht wahr, mit Tränen in den Augen schreibend und meine Sätze feilend, nicht damit sie gelehrt, sondern damit sie bewegt würden. Und wenn ich auch die Reproduktionen der Gemälde, die er mir zeigte, schön fand, dachte ich dennoch an Dinge des Lebens, die ich noch schöner finde. Als ich mich ohne Voreingenommenheit prüfte, fand ich mich vor dem Leben schöner als ihn. Der Gedanke, mich zu loben, liegt mir fern, ich kenne sehr wohl die Eigenschaften, die mir fehlen, ein gutes Teil von ihnen werde ich ja auch nie erlangen. Aber ich fand mich ihm überlegen, selbst vor der Kunst. Denn er ist ein wenig Snob und als solcher voll von Moden, die vorübergehen. Du und ich, wir sind einfacher, unser inneres Leben ist stärker, bei uns wird der Charakter die Bücher diktieren, unser Gefühl wird ihnen Atem einflößen, wird sie echt und gut machen, weil sie ewig menschlich sein werden. D. ist zu gebildet.“ Und dann folgt das große, wesentliche Kunst- und Lebensbekenntnis Philippes: „Jetzt tun Barbaren not. Jetzt tut es not, sehr nahe bei Gott gelebt zu haben und ihn nicht mehr aus den Büchern zu studieren, man muß Gesichte des natürlichen Lebens haben, man muß Kraft haben und sogar Zorn. Die süßen und dilettierenden Zeiten sind vorüber. Die Zeit der Leidenschaft beginnt.“ Charles Louis Philippe ist nämlich ein Dichter, d. h. einer, bei dem Leben und Kunst nicht zu trennen sind, der sich nicht der Verpflichtung der einen Kategorie mit der Ausrede der andern entzieht, bei dem das Schöpferische sich deckt mit der Existenz, das Prinzip mit der Art, sich aufzuführen. Er gehört zu denen, die „mit ihrem Leben schreiben“, und er betont immerzu diese Forderung, daß „der Schriftsteller im Einklang mit seiner Theorie leben muß. Wir, die wir die Reichen nicht lieben, dürfen niemals reich sein. . . . Ich hätte nicht mehr das Recht, mit einem Arbeiter zu reden und zu ihm ‚mein Bruder‘ zu sagen. Es gibt nur einen Weg: sein Vermögen herzugeben, wie es Tolstoi getan haben soll. Sonst ist man nur ein Hund, der grundlos bellt.“ Man sieht, hier

besteht der ausgemachtste Gegenpol zu all jenem Wortemacherpack von Intellektuellen, deren Geschreibsel und deren Praxis wie Tag und Nacht verschieden sind, jenen, die allzugern auch auf Grund ihres nie durch eine Handlung bewiesenen Getöns eine Führerrolle beanspruchen. Wiederholt wendet sich Philippe gegen dieses Literatengesindel in Attacken, die gegen das Treiben heutiger Karriereschreiber und Federkommunisten sehr aktuell verwendbar bleiben: „Auch mit deinem Abscheu vor den posierenden Schriftstellern hast du völlig recht. Diese Leute sind unausstehlich und schädlich, unausstehlich wegen ihrer anmaßenden Eigenliebe, und schädlich wegen des Beispiels, das sie geben. . . . Es gibt nichts Besseres als das, was du tust: die ruhige Arbeit eines klaren Kopfes, der ein Leben führt wie andere Menschen auch und dadurch ihre Gedanken und Gefühle besser kennt.“ „So spricht ein Kneipenwirt von der Konkurrenz gegenüber. Diese Leute sind sehr gerissen; im Lauf der nächsten zwei, drei Jahre wollen sie sich der Zeitungen bemächtigen, und sie werden einen schrecklichen Terror in der Literatur ausüben. Wer nicht in ihr Horn stößt, wird unterdrückt und mit Beleidigungen überhäuft.“ Demgegenüber stellt er die Charakteristik jenes Künstlers, der nicht Überhebung, Erfolgsjagd, Verstiegtheit, Vorzugsexistenz, Parasit ist, sondern ein verantwortungsbewußter Arbeiter an seinem Werk, in die Schar aller Arbeitenden sich anspruchlos einreihend: „Der Künstler ist ein guter Handwerker, der sich selber zuhört und in seiner Zurückgezogenheit mit reiner Seele hinschreibt, was er hört. Ich mache keinen Unterschied zwischen dem flüchtigen Holzschuhmacher eines Dorfes, der Holzschuhe macht, wie er sie träumt, und dem Schriftsteller, der das Leben erzählt, wie er es sieht.“ „Es gibt nichts anderes als ganz einfach seine Arbeit zu tun. Führen wir ein reines Leben. Kämpfen wir ehrlich für unsere Ideen. — Das Ziel ist nicht, ein großer Herr zu sein, der Geld verdient und in den Zeitungen herrscht. Das Ziel ist, ein Schriftsteller zu sein, der sehr einfach erzählt, was ihm gut scheint, und geliebt zu werden.“ „Ich habe keine Ahnung, was sich in der ‚Literatur‘ begibt. Ich halte es für besser, daß man seine Zeit unter gewöhnlichen Menschen verbringt, durch die man das gewöhnliche Leben kennen lernt.“ Aber damit redet er nicht etwa einem Amateurproletariat, einem Armutsspielen zu Studienzwecken, einem präziösen „Arbeiterdichter“ getu das Wort, er ist vielmehr tatsächlich der erste Proletarietdichter gewesen, der beides reell, grundsatzentschieden war: ein Arbeiter und ein Dichter, und immer bewußter und radikaler diesen Weg ging, vom ersten Zweifel an tändelnder Poesie: „Manchmal frage ich mich, ob wir angesichts gewisser Verhältnisse nichts anderes zu tun haben, als Schriftsätze über Unschuld und Frühling Freude zu liefern“ bis zu dem scharfen Gebot dieser eindeutigen Überzeugung: „Es gibt dennoch eine menschliche Angelegenheit, die mir nahe geht: die Menschlichkeit. Man muß demütig am menschlichen Glück arbeiten, man muß in das Volk hinabsteigen und seinen Haß gegen die Bürger auf eine solche Art niederschreiben, daß man ihn auch auf andere überträgt.“ Auch die energische, unversöhnliche Gegnerschaft wider die Herrenkaste und ihre Satzungen ist nicht parteioffizielle Oppositionsschablone, dogmenblasser theoretischer Ringersport, sondern aus dem Erlebnis wild und naturhaft aufgewachsener Ernst, nicht im Abstrakten hitzig lahme Flügel schlagend, vielmehr an konkretem Beispiel aus alle Tage Möglichem den eigenen gerechten Haß und den seiner ganzen Klasse erhärtend. Er lernt eine kleine Pariserin kennen, die ihr Leben als stellenlose Arbeiterin satt hat und Dirne werden will, und nun versagen die Argumente, die er ihr dagegen anführen könnte, und er muß versichern: „Es ist bei der heutigen sozialen Lage unmöglich, ihr

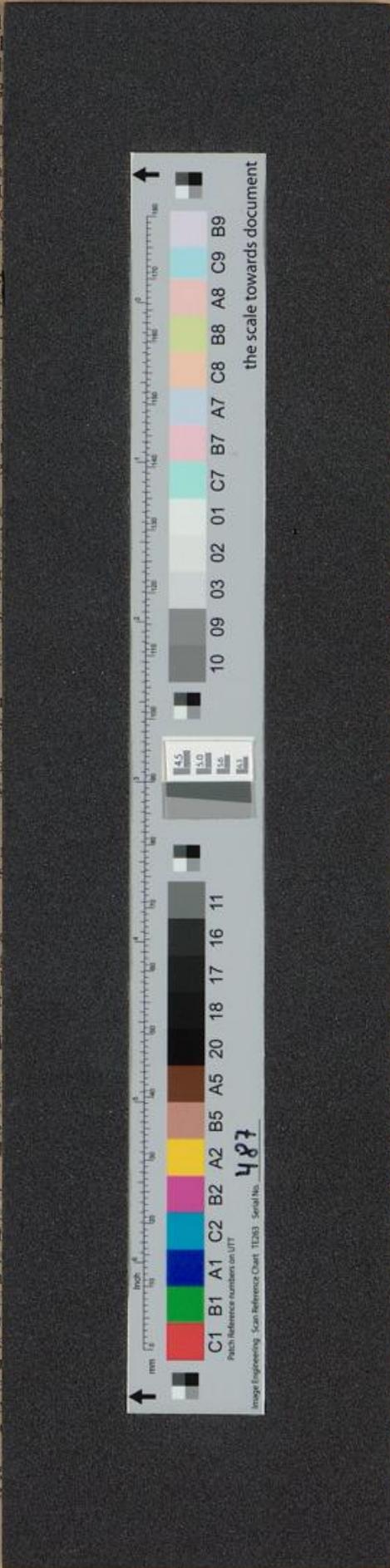
gegenüber recht zu behalten.“ Aus diesem Erlebnis begreift er den sozialen Grund aller sogenannten Laster oder Verfehlung: „Sie belog mich auch, und ich begriff, daß das Leben der kleinen Mädchen in Paris eine harte Sache ist, weil es sie zur Lüge zwingt“, es ist der Boden für seinen Schicksalsroman „Bübü“, und es führt ihn zur richtigen Bewertung des gegenwärtigen Gesellschaftsbaus als des schlimmsten und allein wirklichen Verbrechens: „Wenn die Gesellschaft gewisse Seelen verdirbt, fühlt man sich einem Verbrechen gegenüber. Ich finde das viel entsetzlicher als die Ermordung einer österreichischen Kaiserin.“ Klar und biblisch einfach spricht das Fazit Verdammung der einen Klasse, Bekennnis zur anderen aus: „Es gibt sehr viel Elend in der Welt, und ich bin so weit, daß ich allen Reichen fluchen muß, allen Glücklichen, die nicht gearbeitet haben, um das Glück zu verdienen. . . . Nie werde ich über meine Arbeitskleider erröten, sie haben einen Adel, den der elegante Anzug unserer reichen Kollegen nicht hat.“ Der die Notwendigkeit so unerbittlichen Bannspruchs erlebte, war seinem Wesen nach ganz auf Zärtlichkeit und Hingebung gestimmt. Rührend schimmert aus den Briefen sein lauterer Naturell, ein Menschenporträt, nicht absichtsvoll geschmeichelt, sondern mit aller Mischung aus guten und bösen Stimmungen, Mut und Abgespanntheit, Milde- und Boshaftsein, Freude am nächtlich glückhaften Schaffen, Unzufriedenheit mit dem Erreichten. Der Genuß an volkstümlichem Lied und Drehorgelklang, das Leiden an der Hölle der Großstadt, die Sehnsucht nach den provinziellen Heimatparadiesen, das Gefühl des innigen Verbundenseins mit den alten schlichten Eltern, die Zärtlichkeit, mit der er an einer Pfeife aus Vogelkirsche hängt: wundervolle Regungen eines ganz unblasierten Herzens, das sich seine Schlichtheit bewahrte. So hat sein Haß gegen die Verfälscher und Bedrücker des Lebens zum gleich starken Gegengewicht die unendliche Liebe zu allem, was leidet, und den Wunsch, eben jene „hohe Atmosphäre, wo vor allem Güte herrscht“, allgemein zu ermöglichen, in der sein Herz zu leben sich schon gewöhnt hat. Als er sich einmal eine Gefährtin erhofft, stellt er diese himmlische Dreierheit seines Verhaltens auf: „Ich hätte sie geführt, ich hätte sie die Güte gelehrt, ich hätte ihr das menschliche Leid gezeigt und die schönen Dinge in der Natur“, und bringt so selbst die Wirkung seines gesamten Schaffens auf die einfachste Formel, denn was anderes war die große Tat seines Werks als dies so Schlichte und doch so Schwere: zur Güte bekehren, den Blick für das menschliche Leid und die schönen Dinge in der Natur wecken und schärfen! Diesem Werke ist die schönste Krönung hinzugefügt durch den Fragment gebliebenen Roman „Charles Blanchard“. Das ist die Quintessenz und Erfüllung von Philippes Kunststreben, die geradeste, urschlichteste proletarische Prosadichtung, die wir haben. Das Jammergeschicksal der zur Armut Verurteilten ist hier noch einmal wie in einem monumentalen, auf die krassen, jedem faßlichen Grunddimensionen gebrachten, äußerst prägnanten Denkmal dargestellt. Dem Geäffe bürgerlich larmoyanter „sozialer“ Literatur sollte die eisige, statuarische Herbitheit dieses Stückes Elendbibel endgültig den Atem verschlagen. In drei verschiedenen Fassungen liegt die Dichtung vor, aber die machen nicht den Eindruck von verschiedenwertigen Versuchen, sondern jede einzelne besteht als die auf ihre Weise vollkommene Ansicht gerade dieser Seite ein und derselben Sache und durch aufrichtige Selbstentäußerung erzielte endgültige Lösung. Es wird nichts weiter dargestellt als das sieche Vegetieren eines armen Jungen und seiner Mutter, Menschen, die ärgste materielle Not und Niedrigkeit völlig verschluckt, und das wird zum tödlichsten Anklageakt, demgegenüber das Buch Hiob wie die lächerliche Übertreibung eines

belanglosen Wehwehchens wirkt. Hart in geradezuer Feststellung wird das sogenannte Leben dieser um alles gebrachten Kreaturen gemalt — nein, sie sind nicht um alles gebracht, sie hatten ja nie etwas, wissen nicht einmal, was alles es geben könnte! —, in dem verfluchten, friedlosen, modrigen Loch von Behausung, zur Nahrung haben sie immer nur dasselbe minderwertige Brot, auch das nicht einmal in ausreichender Quantität, allen Unbilden der Temperatur und der Jahreszeiten schutzlos preisgegeben, „trotlosem Leben ohne Wärme, ohne Licht, und ohne Geräusch“. Aber nicht bloß außen, um sie herum starrt dieses eisige, unbewegliche Gespenst Armut: es hat sich allmählich auch ihrer Seele bemächtigt und sie ganz und gar mit Schlawheit und Wehrlosigkeit durchtränkt. Die Not, „die in der Tasche war, hat sich im Herzen eingenistet“, die Unterdrückung ist in Fleisch und Blut übergegangen, hat alles zermürbt, jede Widerstandskraft, überhaupt den bloßen Gedanken, daß es möglich sei, sich zu wehren, erstickt, schlotternde Schatten sind diese Unseligen nur noch, deren Sinne bloß an ein Schattenleben gewöhnt sind, die auf den ersten Anhub sich geschlagen geben und weder der Welt, noch sich fürder irgend etwas Gutes zutrauen. Eine stupide Ergebenheit überzieht wie eine graue Gallert diese Kadaver, „er nahm es hin“ ist der gräßliche, schwersten Vorwurf bergende Refrain ihres Seins und schneidender Schrei wider die Sicherheit der Gepflegten und Gehegten die grausig sachliche Konstatierung: „Es geschah etwas Überraschendes: nach zwölf Jahren eines solchen Daseins gehörte Charles Blanchard noch nicht zu den Toten.“ In unvergeßlichen Einzelzügen, Bildern aus einer faktisch immer noch, jeden Tag, dicht neben uns bestehenden Hölle und gräßlicher als alle Visionen einer nur in der Phantasie überreizter Nerven existierenden ist das Äußerste an Elend aufgezeichnet: wenn die Tortur eines Bettelganges oder eines Almosensammelns bei Begräbnissen geschildert ist, oder wenn das Dunkel im Kontrast zur Helligkeit gesetzt wird, wo es dann noch riesenhafter als das erscheint, was es ist: Da kommt der kleine Blanchard ins behagliche Hauswesen des Onkels Holzschuhmachers und bringt den unheimlichen Geruch seines Elends in die wohnlichen Räume der Bonhomie, die Tochter des Bürgers zittert vor ihm, und abermals ist der Fluch gegen einen Weltzustand in die erschütterndste Einsilbigkeit gepreßt: „Es war nicht möglich, in seiner Nähe glücklich zu sein.“ Oder die gedankenlose Rauschseligkeit von Bürgerfesten, Jahrmärkten und Kirmeß, stößt die, welche nichts haben, noch grausamer ins Bewußtsein ihres Mangels und verweist das Kind schon deutlich in seinen isolierten Elendsbezirk. Denn dieses Buch murmelt nicht ganz allgemein etwas von Elend und Not, sondern stellt schroff, unüberbrückbar Klasse gegen Klasse. Klar ist gezeigt, wie das Kind bereits den Platz der Armen einzunehmen hat. „Er bemerkte Kinder, mit denen er gespielt hatte. Niemals hatte er sie so gut gesehen. Sie waren nicht seinesgleichen, wie er geglaubt hatte.“ Kein Versöhnungsgetu, das den bitteren Sachverhalt verschleiert, betrügt hier mit „Menschen, Menschen sanmer alle“ — dort sind die Herren, hier die Hunde, „Es war ein Gefühl, wie es die Hunde haben, die nichts unter der Sonne ihr eigen nennen und überall auf fremdem Boden sich fühlen“, und alles Menschliche, Menschen Gleichsetzende ist durch die Schmach der Eigentumsordnung dermaßen aufgehoben, daß auf dieser Stufe des Herabgedrücktseins die differenzierte Beziehung gründlich vernichtet ist: „wo eine Frau und ihr Sohn nicht mehr aus einem Kind und seiner Mutter bestanden, sondern aus zwei ausgestoßenen Wesen der menschlichen Gattung, die bis zum Hals in Bettelarmut staken“. Dem verwirrenden Beschwichtigungsdunst, es gäbe einen ein-

heitlichen Verband „Menschheit“, macht die höchst reale Wahrheit von den zwei völlig konträren Schichten den Garaus: „Auf der Erde gab es zwei Arten Bewohner: die, die sich ihr Brot selbst verdienen, es mit vollem Munde essen und keine andere Sorge haben, als glücklich zu sein, und dann Solange Blanchard, die sich ihnen mit gesenktem Kopf näherte und darauf wartete, ob nach beendeter Mahlzeit nicht etwas übrig geblieben sei, was zwischen den Hunden, und ihr geteilt werden könnte.“ Das ganze Weihnachtsbrimborium vom Christkind, das für alle kommt, wird rücksichtslos zerfetzt und der Blick aufs Teufliche der wirklichen Situation gewiesen: der kleine Charles ist von den Freuden Gleichaltriger aus der besitzenden Klasse ebenso ausgeschlossen wie seine Mutter von den Genüssen, die sich die Wohlhabenden verschaffen können: das Karussell saust mit den glücklichen Besitzenden vorüber, er „trat ganz einfach wieder in seine Klasse zurück, er wurde ein Teil von dem, was wir seine Klasse nennen könnten“. Ins Stadium der Erkenntnis treten, heißt für seinesgleichen an den Punkt gelangen, „wo er Vergleiche anstellen und den Platz erkennen konnte, den er in der Welt einnahm, und wo er, wenn er gewisse Menschen sah, sich sagen mußte: „Ich tue Dinge, die sie nicht tun, ich unterziehe mich Verrichtungen, die ihnen fremd sind, ich gehöre einer Klasse an, die nicht ihre ist“. Nie gehört solches Leben sich selber. Opfer des Molochs ist es von Geburt an, und dem Moloch zu dienen bleibt einziger Inhalt solchen Daseins: „Das Tier der Arbeit, das sich vom Fleisch und Blut der Menschen nährt, und um ihrer desto sicherer zu sein, die Hand auf sie legt, wenn sie noch Kinder sind, hielt ihn wütend gepackt.“ Es soll aber dieses Opfer der Besitzordnung, dieser verratenen und verkaufte Proletarier zur Selbsthilfe geführt werden, vom fatalistischen Glauben, „daß sein Los das allgemeine Los war und er sich kein besseres wünschen konnte“, zum Mut der Freiheit und der ungehinderten Besitznahme der Welt: „Er hätte ein aufrechter Charles Blanchard sein sollen, mit erhobenem Kopf, freien Gliedern und klopfendem Herzen, ein Charles Blanchard, der geradeaus ging und lebte, wie es ihm beliebte.“ Längst handelt sich's bei Philippe nicht mehr um den individuellen Roman, um die Schilderung eines bestimmten Lebenslaufes, sondern auch in dieser Hinsicht steht Philippe am Beginn der neuen, der proletarischen Kunst, daß sein „Held“ nicht die Privatfigur Soundso ist, sondern die Gesamtheit der Klasse, „Charles Blanchard“ keines Einzelnen Biographie, sondern ein Gattungsroman! Die Personen werden nicht durch minutiöse Beschreibung von andern unterschieden, Baptiste zum Beispiel nicht von „Jakob oder Thomas, Holzschuhmachern gleich ihm“. „Um ein paar Einzelheiten festzuhalten, war es gerade noch nötig, seinen Beruf anzugeben, und nur weil es für die Erzählung bequemer ist, mußte er mit seinem Namen genannt werden.“ Sucht der Arbeiter, der Proletarier, der Arme, Ausgestoßene eine Dichtung, die ihn ausdrückt und die ihm gleichzeitig schon hilft, hier ist sie! Gegeben von einem, der auch nur ein armselig Fronender war in der Einsamkeit des kapitalistischen Großstadtgetriebes, dessen Ehrgeiz nicht beanspruchte, auf der Menschheit Höhen zu wohnen und mit dem Könige zu gehen, sondern dessen Gewissenhaftigkeit daran arbeitete, Bruder seinen Brüdern im Elend und Arm in Arm mit dem Geringsten, Verachtetsten, Getretensten auf dem Marsche zu sein in eine Zukunft ledig aller Könige, seien sie von Gottes, Schwertes, Geldsacks oder Parteigeschäftes Gnaden!

Max Herrmann (Neisse)

belangt  
Feststel  
gebrauch  
alles g  
einmal,  
fluchte  
Nahrung  
Brot, a  
allen U  
schutzl  
ohne L  
um sie  
Armut  
und sic  
durchtr  
im Her  
und Bl  
standsk  
möglich  
sind die  
Schatte  
sich ge  
fürder  
gebenh  
„er nah  
bergend  
wider d  
grausig  
Überras  
gehörte  
In unwe  
immer  
Hölle u  
Phantas  
Außerst  
Bettelg  
nissen g  
zur Hel  
als das  
chard i  
machers  
Elends  
Tochter  
der Flu  
Einsilbi  
Nähe g  
seligkeit  
die, wel  
ihres M  
seinen i  
nicht g  
stellt se  
ist geze  
einzun  
gespielt  
Sie war  
Kein Ve  
schleiert  
mer alle  
war ein  
unter d  
fremden  
Mensch  
Eigentum  
Stufe de  
gründlic  
nicht m  
sondern  
Gattung  
verwirre



dezu  
alles  
nicht  
ver  
g, zur  
wertige  
antität,  
zeiten  
Wärme,  
außen,  
espenst  
ächtigt  
osigkeit  
at sich  
Fleisch  
Wider  
daß es  
schatten  
an ein  
Antrieb  
h sich  
de Er-  
daver,  
orwurf  
Schrei  
en die  
etwas  
Daseins  
Toten.“  
aktisch  
nenden  
in der  
das  
eines  
gegräb-  
ontrast  
hafter  
Blan-  
schuh-  
seines  
e, die  
als ist  
rdnste  
seiner  
ausch-  
stößt  
ußtsein  
ich in  
urnelt  
ndern  
Klar  
Armen  
en er  
sehen.  
hatte.“  
lt ver-  
n san  
e, „Es  
nichts  
l auf  
nliche,  
n der  
dieser  
ehung  
Sohn  
anden,  
lichen  
Dem  
ein-

heitlichen Verband „Menschheit“, macht die höchst reale Wahrheit von den zwei völlig konträren Schichten den Garaus: „Auf der Erde gab es zwei Arten Bewohner: die, die sich ihr Brot selbst verdienen, es mit vollem Munde essen und keine andere Sorge haben, als glücklich zu sein, und dann Solange Blanchard, die sich ihnen mit gesenktem Kopf näherte und darauf wartete, ob nach beendeter Mahlzeit nicht etwas übrig geblieben sei, was zwischen den Hunden, und ihr geteilt werden könnte.“ Das ganze Weihnachtsbrimborium vom Christkind, das für alle kommt, wird rücksichtslos zerfetzt und der Blick aufs Teufliche der wirklichen Situation gewiesen: der kleine Charles ist von den Freuden Gleichaltriger aus der besitzenden Klasse ebenso ausgeschlossen wie seine Mutter von den Genüssen, die sich die Wohlhabenden verschaffen können: das Karussell saust mit den glücklichen Besitzenden vorüber, er „trat ganz einfach wieder in seine Klasse zurück, er wurde ein Teil von dem, was wir seine Klasse nennen könnten“. Ins Stadium der Erkenntnis treten, heißt für seinesgleichen an den Punkt gelangen, „wo er Vergleiche anstellen und den Platz erkennen konnte, den er in der Welt einnahm, und wo er, wenn er gewisse Menschen sah, sich sagen mußte: „Ich tue Dinge, die sie nicht tun, ich unterziehe mich Verrichtungen, die ihnen fremd sind, ich gehöre einer Klasse an, die nicht ihre ist“. Nie gehört solches Leben sich selber. Opfer des Molochs ist es von Geburt an, und dem Moloch zu dienen bleibt einziger Inhalt solchen Daseins: „Das Tier der Arbeit, das sich vom Fleisch und Blut der Menschen nährt, und um ihrer desto sicherer zu sein, die Hand auf sie legt, wenn sie noch Kinder sind, hielt ihn wütend gepackt.“ Es soll aber dieses Opfer der Besitzordnung, dieser verraten und verkaufte Proletarier zur Selbsthilfe geführt werden, vom fatalistischen Glauben, „daß sein Los das allgemeine Los war und er sich kein besseres wünschen konnte“, zum Mut der Freiheit und der ungehinderten Besitznahme der Welt: „Er hätte ein aufrechter Charles Blanchard sein sollen, mit erhobenem Kopf, freien Gliedern und klopfendem Herzen, ein Charles Blanchard, der geradeaus ging und lebte, wie es ihm beliebte.“ Längst handelt sich's bei Philippe nicht mehr um den individuellen Roman, um die Schilderung eines bestimmten Lebenslaufes, sondern auch in dieser Hinsicht steht Philippe am Beginn der neuen, der proletarischen Kunst, daß sein „Held“ nicht die Privatfigur Soundso ist, sondern die Gesamtheit der Klasse, „Charles Blanchard“ keines Einzelnen Biographie, sondern ein Gattungsroman! Die Personen werden nicht durch minutiöse Beschreibung von andern unterschieden, Baptiste zum Beispiel nicht von „Jakob oder Thomas, Holzschuhmachern gleich ihm“. „Um ein paar Einzelheiten festzuhalten, war es gerade noch nötig, seinen Beruf anzugeben, und nur weil es für die Erzählung bequemer ist, mußte er mit seinem Namen genannt werden.“ Sucht der Arbeiter, der Proletarier, der Arme, Ausgestoßene eine Dichtung, die ihn ausdrückt und die ihm gleichzeitig schon hilft, hier ist sie! Gegeben von einem, der auch nur ein armselig Fronender war in der Einsamkeit des kapitalistischen Großstadtgetriebes, dessen Ehrgeiz nicht beanspruchte, auf der Menschheit Höhen zu wohnen und mit dem Könige zu gehen, sondern dessen Gewissenhaftigkeit daran arbeitete, Bruder seinen Brüdern im Elend und Arm in Arm mit dem Geringsten, Verachteten, Getretensten auf dem Marsche zu sein in eine Zukunft ledig aller Könige, seien sie von Gottes, Schwertes, Geldsacks oder Parteigeschäftes Gnaden!

Max Herrmann (Neisse)